

Zeitschrift: Werk, Bauen + Wohnen
Herausgeber: Bund Schweizer Architekten
Band: 85 (1998)
Heft: 6: Expo-Metropolen : Ausgestellte Städte = Villes exposées = Cities on exhibit

Rubrik: Übrigens...

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Jubilieren und sanieren

Jubiläen wie die Jahrtausendwende, 700 Jahre Eidgenossenschaft oder 150 Jahre Bundesstaat sind willkommene Anlässe, der öffentlichen Hand und privaten Investoren Ausgaben für Projekte zu entlocken, die Politikern, Managern, Architekten und Ausstellungsmachern zu grossen Auftritten verhelfen. Wie der «Industrielehrpfad Zürcher Oberland» zeigt, können solche Feierlichkeiten auch Investitionen für nachhaltige, aber wenig prestigeträchtige Sanierungen auslösen.

Das 1979 in Turin an der Ausstellung «Patrimonio edilizi – un passato e un futuro» vorgestellte Konzept «Industrielehrpfad Zürcher Oberland» bezweckte eine Trendwende in dieser alten Industrieregion: In der einstigen Baumwollspinnereigegend hatte sich die Desindustrialisierung mit der Schliessung aller ursprünglichen Produktionsstätten vehement durchgesetzt. Fabrikabbrüche, das Zubaggern von Fabrikkanälen und Weihern, die Überbauung von Fabrikparks und eine Bahnstilllegung waren an der Tagesordnung. Die Bevölkerung und über ihren Druck die Politiker und Wirtschaftsleute sollten nun die Lebensqualität ihrer gewachsenen Industrielandschaft zu erkennen beginnen; angestrebt waren Landschafts- und Bauerhaltungen durch Um- und Weiternutzungen.

1989 – das Projekt «Industrielehrpfad Zürcher Oberland» war schon 10 Jahre alt, und noch immer mangelte es ihm an Unterstützung – wurden die Feierlichkeiten für das 700. Geburtsjahr des Rütlichschwurs vorbereitet: Um den Vierwaldstättersee sollte der «Weg der Schweiz» rurale und bau- und andere künstlerische Stätten miteinander zu einem Wanderband verweben, verbunden mit Aktivitäten in allen weiteren Kantonen.

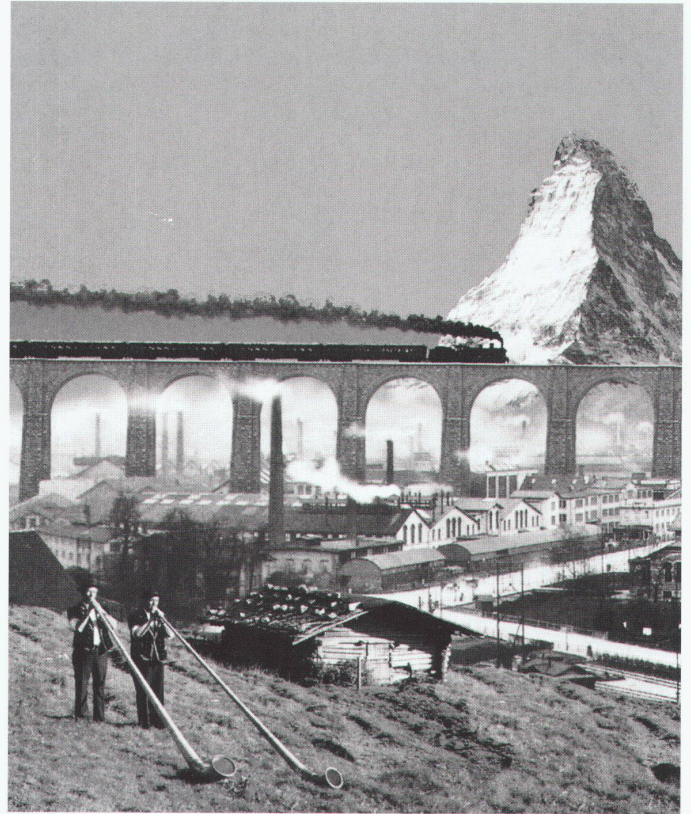
Die Prämierung des Zürcher Vorhabens durch den Regierungsrat des Kantons Zürich im Rahmen dieser 700-Jahr-Feiern als hervorragender Beitrag zur Revitalisierung einer alten Industrielandschaft verhalf dem Projekt bis 1991 endlich zum Durchbruch. Aus Anlass eines nächsten patriotischen Festes, des Jubiläums «150 Jahre Bundesstaat», konnten weitere Mittel mobilisiert werden, so dass nun bis in den Juni 1998 fast alle wesentlichen Bestandteile mit Gesamtinvestitionen

von 100 Millionen Franken abgeschlossen werden können.

Ausschlaggebend für den nachhaltigen Erfolg waren das Mitwirken von Vereinen und Behörden, vor allem aber des Bauamtes Uster und der Kantonalen Denkmalpflege. Der Bestand an industriekulturell wichtigen Anlagen konnte erfasst werden. Nach und nach kamen einzelne Objekte auf potentielle Schutzlisten. Der Stadtplanung Uster gelang es, die grüne Stadtlunge – den Aabach mit seinen Kanälen, Fabriken und Villenparks – weitgehend aus den Bauzonen auszugliedern, die Greifensee-Ufer durch Schutzzonen freizuhalten und Bauerweiterungszonen Richtung Agglomeration Zürich wieder in Landwirtschaftszonen zurückzuverwandeln. Dadurch schuf sich Uster als Eingangstor zum Zürcher Oberland eine landschaftliche Zäsur gegen Zürich. Der Rückbau der Zürichstrasse von einer Strassenschneise zu einer Promenade und die Erhaltung der zentralen Fabrik-Ensembles mit ihren Wasserbauten und Grünanlagen ermöglichten es der Stadt nach und nach, das Image der Autoshoppingcenter-Achse in das der «lebendigen Landstadt am Greifensee» umzumünzen.

Uster verfiel auch nicht der allgemeinen Illusion, durch das Forcieren der Desindustrialisierung mehr Arbeitsplätze im tertiären Sektor gewinnen zu können: Bewusst hielt die Wirtschaftsförderung an der Erhaltung möglichst vieler industrieller Arbeitsplätze fest. Ausstrahlend von Uster hat sich eine von der Desindustrialisierung geplagte Region auf ihre Wurzeln, auf ihre traditionellen Siedlungs- und Landschaftsqualitäten, neu besonnen.

Dieses Umdenken beinhaltet ein noch zaghaftes Abstandnehmen vom nun seit 200 Jahren gelebten Fortschrittsmythos, von der dauern-



Alphornbläser kontra industrielle Basis?, aus Postkartenserie Industriekulturland Schweiz, A. Fahrni/M. Peter

den Beschleunigung, versinnbildlicht im neuentdeckten alten Band, das diese Gegend zusammenhält: die Wasserkraft zwischen Tösstal und Greifensee. Ihr entlang führt der Industrielehrpfad – durchaus mit beherrschenden Absichten bezüglich Vergangenheit und Gegenwart – dreidimensional und haptisch erlebbar. Keine Ausstellung, aber auch Musealisierung: Erhaltung in situ.

Die wichtigsten der 50 Objekte am 30 Kilometer langen Weg sind die ehemalige Seidenzwirnerie Turicum mit den renovierten Arbeiterhäusern, die Mühle Niederuster als Parkett-Ausstellungszentrum, die Baumwollspinnerei Uster mit ihren verschiedenen Zwischennutzungen, die für ihre Ursprungsnutzung zurückgebaute Lokomotivremise Uster, die Brauerei Uster mit ihren Ateliers und musealisierten Brauereiräumen, die Spinnereibauten Oberuster mit den Kulturnutzungen und den 56 eingebauten Reiheneinfamilienhäusern, die Spinnereivilla Huber mit der Neuüberbauung von Ammann und Baumann, die Spinnerei Unteraathal mit ihrer Sauriermuseums- und Hotelnutzung, der als Postlokal verschobene alte Bahnhof Aathal, die Spinnerei Stegen mit ihren Zwischennutzungen, die Wasserrad-

sägerei Stockrüti und schliesslich das Ensemble Neuthal mit der Drogenzugsstation, dem Antikmarkt und der Museums-Spinnerei. Hinzu kommen Beispiele einer besonders mittels der Stadtbildkommission Uster gezielt geförderten guten neuen Architektur, oder mindestens einer weniger schlechten als der vielfach mit den Baueingaben ursprünglich vorgeschlagenen.

Nach dem Vorbild des Industrielehrpfades Zürcher Oberland sind inzwischen in der Schweiz sieben ähnliche Projekte realisiert worden. Hinzu kommt eine Vielzahl von weiteren technikgeschichtlichen und industriekulturellen Aktivitäten, die eine Revitalisierung von Industrielandschaften oder Einzelobjekten zum Ziel haben. Das erste gesamtschweizerische Programm zur Verknüpfung dieser Aktivitäten bildet das Projekt «150 Jahre Bundesstaat – 150 Jahre Industriekultur». Es geht von 16 Orten mit Doppelausstellungen zu 150 industriekulturellen Anlässen aus. Es soll zur Besinnung über die Leistungen und die materiellen Zeugen der Industrie und über die Erschaffung unserer Lebensgrundlagen anregen.

Hans-Peter Bärtschi

Denkmal Olympiapark

Die zwischen 1967 und 1972 entstandenen Münchner Olympiabauten sind vor kurzem unter Denkmalschutz gestellt worden. Gleichzeitig fordert der FC Bayern den Umbau in eine fußballgerechte Arena. Norbert Huse, Professor für Architektur und Kunstgeschichte an der TU München, äusserte sich in einem Interview zur Situation.

Nicht nur das Stadion, der gesamte Olympiapark ist zum schützenswerten Ensemble erklärt worden. «Beim Olympiastadion ist der ganze Zusammenhang Denkmal. Dazu gehören die neue Stadtlandschaft, die Übergänge in die Stadt und der Ausblick auf die Alpen ebenso wie der Blick vom Berg ins Stadion. Dazu gehört im Ganzen der Charakter der Offenheit, der Weite, der Durchlässigkeit, der die gesamte Anlage auszeichnet.» (Huse)

Unter Druck gesetzt vom FC Bayern München – der mit dem Bau eines eigenen, neuen Stadions droht –, planen die Stadt und Olympiaarchitekt Günther Behnisch nun aber bereits einen Umbau. So soll zum Beispiel ein zweites Dach errichtet werden. Damit würden jedoch die meisten Sichtbeziehungen in das Stadion und aus ihm heraus zerstört. Beckenbauer meinte dazu, wenn die alte (unter Mitwirkung von Frei Otto entwickelte) Zeltdachkonstruktion so ein wichtiges Denkmal sei, müsse man es halt stehen las-

sen, aber «die Schüssel darunter muss weg».

Norbert Huse bedauert, dass die Eintragung in die Denkmalliste nichts darüber aussagt, was mit dem Denkmal geschehen soll. Die Anlage ist so vollkommen in das Leben der Stadt und ihrer Besucher integriert, und der Wert des Olympiaparks geht so weit über das Architektonische hinaus – ins Politische, ins Stadtgeschichtliche, in die Geschichte der Olympischen Spiele hinein –, dass er es allerdings sachlich auch gar nicht für möglich hält, im voraus zu sagen: Das dürft ihr und das dürft ihr nicht. «Bei so einem ausserordentlich hochrangigen und auch empfindlichen Denkmal bedarf es einer Kunst des minimalen Eingriffes.» Und bei dieser Aufgabe müssen die Architekten, die Planer, der FC Bayern und vor allem die Stadt mit Intelligenz, Phantasie und Engagement zusammenwirken.

Zudem gibt er zu bedenken, dass es wohl auch «eine Geschichte nach dem FC Bayern» geben wird,



und bezeichnet die Verengung der Problematik auf die Fußballtauglichkeit des Stadions als einen Mangel der bisherigen Diskussion in München. Seiner Meinung nach hätte man dem FC Bayern sagen sollen: Wenn ihr gehen wollt, dann geht. Das Stadion bleibt, wie es ist! Die Olympiaanlage ist ein gut rentierender Freizeitpark, nicht nur jeden zweiten Sonntag, wenn der FCB spielt, sondern jeden Tag, von morgens bis abends, vom Frühling bis in den Winter hinein.

«Aus der historischen Erfahrung heraus kann man sagen», so Huse, «dass die Denkmäler, die auf

die wirklichen oder vermeintlichen Bedürfnisse einer Zeit ausgerichtet werden, sehr, sehr schnell veralten.» Es ist eine Tendenz der heutigen Zeit, dass man die historischen Bauten zwar will, aber «verbessert und pflegeleicht, ganz sauber, ganz modern. Man will ein neues Altes, das sich an den Bedürfnissen der Gegenwart oder den Vorstellungen der zurzeit einflussreichen gesellschaftlichen Gruppen orientiert.» Wenn München bezüglich seines Olympiaparks solchem Denken unterläge, würde es sich selbst, davon ist der Kunsthistoriker überzeugt, einen irreparablen Schaden zufügen.



Bauschutt versilbern

Nicht nur die ausgedienten Kacheln des Opernhauses von Sydney (vgl. WBW 3/1998, S. 57), sondern auch Bauschutt und Betonklötzchen lassen sich offenbar zu Geld machen. Vor allem Japaner und Amerikaner huldigen dieser Art von Fetischismus.

Von Schiers im unteren Prättigau führt eine schmale Strasse hoch hinauf zum Dörfchen Schuders. Das dazwischenliegende Tobel des Salginabaches überquert man auf einer nüchtern-eleganten weissen Betonbrücke, die Robert Maillart 1928 entworfen hat. Diese damals wohl fortschrittlichste Bogenbrücke ist als Ingenieurleistung des 20. Jahrhunderts, die sich – ohne vermittelnde dekorative Natursteinwiderlager – klar von der Natur abhebt, unterdessen weltberühmt geworden und wird vorwiegend von architek-

turinteressierten Japanern und Amerikanern eifrig besucht.

Die Brücke wird zurzeit saniert. Der Bauschutt, der sich dabei im Tobel ansammelt, brachte einen findigen Kopf auf die Idee, einem Bedürfnis fanatischer Architektortouristen entgegenzukommen – für Geld, versteht sich. Zwei Tonnen Brückenabfall sind dem Vernehmen nach bereits nach Japan verschifft worden. Und auf Holzbrettchen aufgebrachte Betonklötzchen sollen in fernen Wohnstuben greifbares Zeugnis vom Augenzeugnis ablegen.

Lösungen für einen kleinen Planeten

Die Erneuerung der Place des Nations in Genf ist bis zur Abstimmung vom 7. Juni blockiert, weil gegen den zustimmenden Entscheid der Legislative zu dem aus einem Wettbewerb hervorgegangenen neuen Quartierplan das Referendum ergriffen wurde. Eine Volksinitiative unter dem Titel «Rettet unsere Parks», über die später abgestimmt wird, will jede Bautätigkeit auf den an die Place des Nations angrenzenden Grundstücken der Villa Rigot unterbinden und stellt damit einen Teil des Wettbewerbs in Frage.

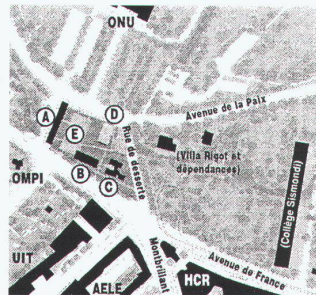
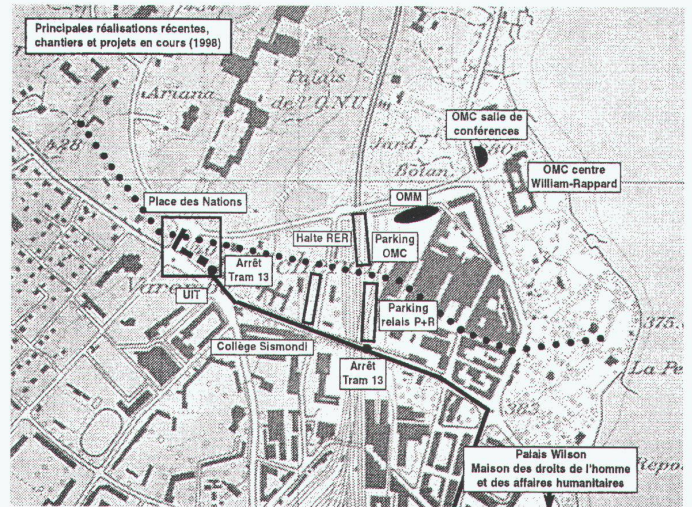
Um die gegenwärtige Situation zu verstehen, müssen wir kurz die Etappen rekapitulieren, die zum heutigen Tatbestand geführt haben: Im Dezember 1994 schreibt Genf einen internationalen Wettbewerb aus und lädt 14 Architekturbüros ein, unter denen sich grosse Namen wie Peter Eisenman, Rem Koolhaas, Coop Himmelblau, Dominique Perrault und Massimiliano Fuksas befinden. Ziel des Wettbewerbes ist es, dem gesamten Sektor der Internationalen Organisationen eine einheitliche städtebauliche Strukturierung zu geben, indem man mit der Place des Nations, die heute nichts weiter als eine überdimensionierte Strassenkreuzung ist, einen Hauptbezugsort schafft. Innerhalb eines beschränkten Perimeters um den Platz sind vorgesehen: die Maison universelle (Sitz der nach Definition der UNO am wenigsten entwickelten Länder), die Maison des droits de l'homme, das Centre de politique de sécurité, das Institut universitaire des hautes études internationales mit Bibliothek, ein ökumenischer Kultusraum und ein Gymnasium. Jeder Teilnehmer liefert einen Masterplan und ein Projekt für jedes Gebäude.

Am 7. April 1995 erkennt die Jury dem Projekt von Massimiliano Fuksas den ersten Preis zu. Der Vorschlag geht von einem umfassenden Landschaftsplan aus, der bis zum See hinunter reicht und die Place des Nations mit einschliesst. Fuksas will so den Charakter des Sektors beibehalten: grosse Parkanlagen, in welche die verschiedenen Bauten der Internationalen Organisationen eingefügt werden sollen. Den Platz selbst versteht er als Pol, auf den die neuen Gebäude ausgerichtet sind. Ein Hauptthema ist das Wasser: die Bauten werden von mehreren ca. 30 cm tiefen Bassins umgeben

sein. Von einer Holzplattform von 30x60 m auf der Achse des UNO-Gebäudes gehen Passerellen aus, welche die Gebäude miteinander verbinden. Fuksas' Vorschlag dient als Grundlage für die Weiterbearbeitung des Gesamtbebauungsplans und des Bebauungsplans für die nähere Umgebung der Place des Nations. Zudem erhielt Fuksas den Bauauftrag für die Maison universelle, ein achtgeschossiges Gebäude mit Attika, das den westlichen Abschluss des Platzes bildet, sowie für den Andachtsraum, den er als zwei grosse mit Kupfer eingedeckte Platten konzipiert hat.

Die südliche Front des neuen Stadtraums bilden das Centre de politique de sécurité von Dominique Perrault und das Institut universitaire des hautes études von Sumet Jumsai. Die Realisierung der beiden anderen auf dem Parkareal der Villa Rigot vorgesehenen Gebäude – der Bibliothek von Peter Eisenman und der Erweiterung des Collège Sismondil – wurde aufgrund der oben erwähnten Volksinitiative vorläufig zurückgestellt. Die Zukunft des von Rem Koolhaas projektierten Maison des droits de l'homme, nördlich der Place des Nations entlang der Zufahrtsallee zum Völkerbundpalast geplant, ist ebenfalls ungewiss.

Die Bebauung im Bereich der Place des Nations ist Herzstück eines viel grösseren Sektors, von dem das Ensemble der Internationalen Organisationen nur ein Teil ist und der sich im geografischen Raum von Genf trotz einer ganzen Reihe städtebaulicher Mängel als klar identifizierbarer Ort abzeichnet. Der Wettbewerb stellt nun den Höhepunkt einer Debatte dar, die sich ab Anfang der 90er Jahre intensiviert hat, weil man erkannte, welche wichtige Rolle die Internationalen Orga-



Geplante Bauten:
A Maison universelle, B Centre de politique de sécurité de Genève, C Institut universitaire de hautes études internationales, D Andachtsraum, E Begegnungsort (Holzplattform)

Bestehende Bauten:
ONU Organisation des Nations-Unies, OMPI Organisation mondiale de la propriété intellectuelle, UIT Union internationale des télécommunications, AELE Association européenne de libre-échange, HCR Haut commissariat aux réfugiés

nisationen in der Entwicklung Genfs spielen. Aus diesem Grund tragen die Bebauungspläne der Stadt und des Kantons Wesentliches zu den Überlegungen bei. Man ist sich in Genf dieser Tatsache reichlich spät bewusst geworden, so mag es scheinen, denn Genf wurde bereits im Jahre 1919 von der Friedenskonferenz zum Sitz des Völkerbundes bestimmt. Von da an liessen sich zahlreiche andere Internationale Organisationen in Genf nieder, eine Entwicklung, die als völlig normal erachtet wurde. Erst als eine ernstzunehmende Konkurrenz von anderen Städten der Welt spürbar wurde, die die Internationalen Organisationen auch ganz gern beherbergt hätten, begann man in Genf zu realisieren, wie wichtig dieser Sektor für die Stadt ist, aus wirtschaftlichen, aber auch gesellschaftlichen und kulturellen Gründen.

Im Zusammenhang mit den wirtschaftlichen Auswirkungen der Internationalen Organisationen ist anzumerken, dass 65 Prozent der

Ausgaben Genf und der Schweiz wieder zugute kommen und dass 80 000 Angestellte direkt oder indirekt für die Organisationen arbeiten. Die direkten Einkünfte belaufen sich auf über drei Milliarden Schweizer Franken im Jahr. Die Hotels, die Restaurants und das Gewerbe, nicht zu reden vom Mietwohnungsmarkt, sind gänzlich auf die Anwesenheit der internationalen Funktionäre ausgerichtet. 1997 beispielsweise hat der internationale Sektor 2500 Versammlungen organisiert, an denen 95 000 Delegierte und Experten teilgenommen haben.

Ebenso wichtig wie der finanzielle ist der kulturelle Input, der von einer rassendurchmischten Gesellschaft wie jener in Genf ausgehen kann. Die Vielfalt der Nationalitäten mit ihrem kulturellen Erbe führt zum besseren gegenseitigen Verständnis der Völker.

Das Referendum gegen das Projekt «Place des Nations» birgt einen indirekten – oder vielleicht doch nicht so indirekten – Angriff auf den

internationalen Geist von Genf. Erstens muss man sich bewusst werden, dass sich eine Stadt entwickelt, indem man sie urbanisiert, das heisst indem man baut. Der Ausbau der Stadt wird – was sehr beunruhigend ist – von den Unterzeichnenden des Referendums (Linksbündnis, Grüne, Quartiervereine) jedoch als ein Übel hingestellt, das man aufhalten muss, indem man einen hypothetischen Status quo bewahrt. In diesem Sinne muss auch die Initiative «Sauvons nos parcs» verstanden werden; sie vertritt die Idee, dass Bauen oder «Verbetonieren», wie sie es nennt, eine Bedrohung der Natur ist, die hier allerdings nur unter dem eher beschränkten Aspekt des «baumbestandenen Rasens» erscheint. Zweitens wird verhindert, dass Genf sich weiterhin auf internationaler Ebene als Standort für die

Organisationen positionieren kann. Denen, die eine Weiterführung des Wettbewerbes verhindern, geht es nicht so sehr um eine konstruktive Kritik an den vorliegenden Projekten – die im übrigen durchaus angebracht wäre –, sondern vielmehr um eine Weigerung, die kosmopolitischen Bemühungen Genfs zu unterstützen und zu fördern. Gerade in dieser Hinsicht aber muss man aktiv ja sagen zur Realisierung des kleinen Planeten, den der Platz der Vereinten Nationen darstellt.

Roberto Grecuccio
(Aus dem Französischen: C.Z.)

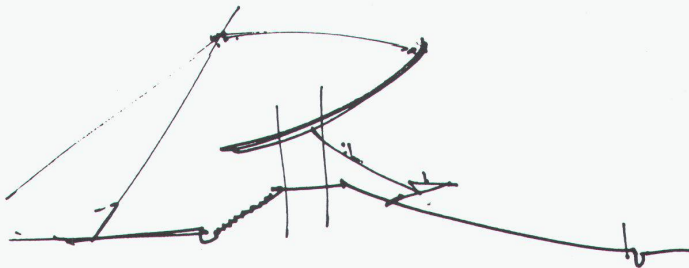
Weitere Hinweise finden sich in: FACES Nr. 36, Sommer 1995, sowie in den Unterlagen zur Pressekonferenz über den Ausbau der Place des Nations, herausgegeben vom Département municipal de l'aménagement, des constructions et de la voirie de la Ville de Genève, Mai 1998.

Pritzker-Preis für Piano

Der Autor des Centre Pompidou, des Kansai International Airport und des Museums Beyeler erhält den diesjährigen «Nobelpreis für Architektur».

Nach Aldo Rossi (1990) wird der Pritzker-Preis zum zweitenmal einem Italiener verliehen. Der 1937 als Angehöriger einer Familie von Bauunternehmern in Genua geborene Renzo Piano bewundert Pierluigi Nervi und ist von Jean Prouvé geprägt, in dessen Büro er gearbeitet hat. Während er das vor zwanzig Jahren mit Richard Rogers errichtete Centre Pompidou noch als Parodie auf das Technologie-Bild unserer Zeit verstand, ist die Anwendung moderner Technologien später Ausgangspunkt für seine architektonischen Lösungen.

Sein Werk umfasst neben dem genannten Flughafen Wohnbauten, Büros, Museen, Fabriken, Forschungs-, Kongress-, Kultur- und Einkaufszentren, eine Kirche, ein Stadion und eine Meeresbrücke in Japan, ein Kreuzfahrtschiff und ein Automobil für Fiat. Zurzeit arbeitet er an der Rekonstruktion des Potsdamer Platzes in Berlin, an einem Hochhaus in Sydney, einem Kulturzentrum in Neukaledonien, einem Projekt für Harvard in Cambridge, Massachusetts, an einer Kirche in Foggia und an anderen Aufträgen in Rom, Paris und Stuttgart.



Projektskizze für das San Nicola-Stadion in Bari

Mae West geht baden

In Valencia wurde im April das Planetarium, Teil des neuen Zentrums für Kunst und Wissenschaft, eingeweiht. In Form eines menschlichen Auges schwimmt es auf einer Wasserfläche.

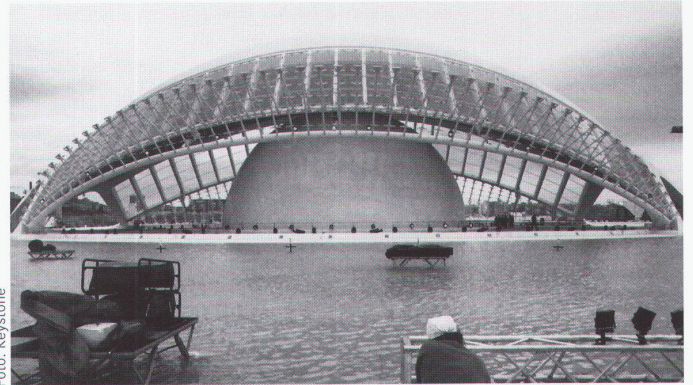


Foto: Keystone

Santiago Calatrava hat in seiner Laufbahn als expressionistischer Ingenieurbaukünstler einen neuen Höhepunkt erreicht. Legitimiert durch den Ruf nach Erlebnisarchitektur, hat er in Kontinuität seiner sonst knöchigen Konstruktionen, die den Kräftefluss nachzeichnen,

einen Weichteil entdeckt, der eine doppeldeutige Sprache spricht. Er lässt nebst dem starren Blick durch den skelettartigen Wimpernvorhang auch die Hoffnung zu, dass er sich bewegt. Das Auge könnte ja blinzeln: Mae West, die aus dem Swimmingpool auftaucht.

Hochschule mit Wirtschaftsanschluss

Die Ingenieurschule Interkantonales Technikum Rapperswil (ITR) hat seit Anfang März Fachhochschulstatus und nennt sich künftig Hochschule Rapperswil (HSR). Ihr Steckpferd ist der sogenannte Technologietransfer.

Wie bisher werden in Rapperswil die sechs Diplomstudienrichtungen Bauingenieurwesen, Elektrotechnik, Informatik, Landschaftsarchitektur, Maschinenbau und Raumplanung angeboten. Ab nächsten Herbst wird das Studienjahr demjenigen der Universitäten angepasst: das heisst, der Semesterbeginn wird um drei Wochen vorgelegt; die zwei Semester dauern nur noch je siebzehn Wochen und sind durch eine längere Sommerpause getrennt.

Obschon die Hochschule Rapperswil faktisch der Hochschulregion Ostschweiz zugeteilt ist, bleibt sie auf die Region Zürich ausgerichtet. Rund 52 Prozent der ungefähr 700 Studentinnen und Studenten kommen aus dem Kanton Zürich.

Ein wichtiges Kriterium für die Aufwertung der Fachschulen zu Fachhochschulen war die Forderung, dass die Schulen vermehrt mit der Wirtschaft zusammenarbeiten. Die Schule in Rapperswil bietet den Unternehmen der Region unter dem Titel Technologietransfer schon seit acht Jahren ihr Know-how und Teile ihrer Infrastruktur an, und zwar hauptsächlich in den Bereichen der thermischen Sonnenenergie und der Mikroelektronik. 20 Dozenten aus allen sechs Studienrichtungen sind neben ihren Unterrichtsverpflichtungen im Dienste der Privatwirtschaft tätig. Allein im letzten Jahr wurde mit diesem Technologietransfer in der Region ein Betrag von über 7 Mio. Franken umgesetzt und Arbeit für 40 externe Angestellte beschafft.